

Literaturdienst

Michael von Brück/Jürgen Werbeck (Hg.), *Traditionsbruch – Ende des Christentums?*, Echter-Verlag, Würzburg 1994, 176 S.; 34,- DM.

Wer sich etwa in Sakramentenkatechese, Religionsunterricht, Erwachsenenbildung mit Verkündigung befaßt, kommt wohl über kurz oder lang an einen Moment des Zögerns. Da hat er bewährte Methoden eingesetzt, hat sich selbst persönlich eingebracht und kann vielleicht auch auf eine lebendige Gemeinde verweisen. Und doch fehlt oft bei dem, was ‚herüberkommt‘, für den christlichen Glauben so Entscheidendes wie die Fähigkeit, das Evangelium „nicht als Menschenwort aufzunehmen“ (1 Thess 2,13) oder Christus in den Sakramenten gegenwärtig zu sehen – man könnte die Liste beliebig erweitern. Läßt sich das alles überhaupt noch vermitteln? Ist etwa gar das Christentum selbst am Ende? Die Veranstalter eines interdisziplinären Kolloquiums in Siegen, dessen Beiträge in der Mehrzahl im vorliegenden Band vereinigt wurden, haben also ein genaues Gespür für die untergründige Frage vieler pastoraler Not. Wer sich vor denkerischer Anstrengung nicht scheut, wer aber auch weniger Antworten als „Versuche der Annäherung an das Ende“ (161) erwartet, findet in den acht Vorträgen eine Fülle von Anregungen.

Philosophisch geht Werner Post zunächst die Säkularisierungsthese und die marxistische Religionskritik durch, um dann bei zeitgenössischen Denkern das Interesse an Einzelaspekten des Christentums (Kompensation von Schattenseiten der Modernisierung, Sinnfragen und ihr religiöser Kontext, Christentum und abendländische Herrschaftsmacht, christliche Versöhnung und Kommunikation) bei gleichzeitiger Ablehnung seines universalen Anspruchs festzustellen. Friedrich Nietzsches Destruktion des Christentums beleuchtet Ulrich Willers im Vergleich mit dem Theologen Franz Overbeck. Während dieser den Glauben durch den Wissensdrang seiner Zeit zersetzt sah, geht Nietzsche weit über einen bloßen Wissenschaftsglauben hinaus. Wenn das Christentum verlorengehe, dann deshalb, weil „die Voraussetzungen dazu nicht mehr geglaubt werden“ (43). Darum darf auch nicht aus seinen Bruchstücken Zukunft gestaltet werden. Als Anfrage bleibt: Wie trifft Nietzsches Analyse die heutige Situation? Und läßt sich dagegen eine „echte Geschichte des Christentums“ (45) erzählen, die zukunftsfähig ist? Positiv will dagegen Siegfried Wiedenhofer Traditionsbrüche gerade als Bedingung von religiöser Identität erweisen, die im Zwiespalt von Gabe und Entzug des Göttlichen, von „Kontinuität der heiligen Botschaft“ (66) und „Konti-

nuität der Sünde“ (67) begründet ist. Sozialwissenschaftlich argumentieren Karl Gabriel und Norbert Mette. Gabriel beschreibt die Ursachen des Umbruchs in Individualisierung und De-Institutionalisierung, weist aber auch auf drei neue religionsproduktive Formen hin (Bewältigung von Kontingenz, Überwindung der Strukturen der Sünde und Suche nach neuer Gemeinschaft). Mette will die kirchliche Tradierungskrise als Teil einer gesellschaftlichen „System- und Zielkrise“ (104) sehen, da der selbstzerstörerische Umgang mit den Lebensgrundlagen für Jugendliche die Zukunft in Frage stellt. Er setzt einen kommunikativen Bildungsbegriff dagegen, in dem die Beteiligten sich gegenseitig unbedingt anerkennen. Hier wäre das Christentum dank seiner „positiven Antitradition“ (H. Peukert; 112), also uneingelösten Verheißungen, durchaus zukunftsfähig. Wie entlastend der Blick über den eigenen Kirchturm hinaus sein kann, zeigt Michael von Brück am Beispiel Indiens, das mit den Spannungen der Modernisierung (insbesondere mit ihrem Fortschrittsdenken gegenüber dem bisherigen zyklisch-degenerativen Zeitverständnis) und der Bildung des Nationalstaats (als säkularer oder als Hindu-Staat gegen Moslems und Christen?) zu kämpfen hat, aber auch neue Leitgestalten und Bewegungen hervorgebracht hat. Abschließend umkreist Jürgen Werbeck noch einmal das Thema, fragt nach den Bildern vom Verlöschen und Versiegen, nach dem „Käufer-Subjekt“ (165) und seiner schrankenlosen Sucht, das Christentum zu durchschauen statt sich zu erinnern, nach dem Ende der Verehrung und dem Zwang zur Selbstvergötzung und nach „christlichen Glaubensüberlieferungen“, die „das Zeugnis des unverbrauchten Anfangs ... hervorbringen können“ (170).

All das ist intelligent durchdacht, wenn auch manchmal mit unnötigem Fachjargon. Der Satz „Das residuale Christentum fungiert als Kompensation gesellschaftlicher Modernitätsdefizite“ (21) ließe sich z.B. ungedrungen auch formulieren: „Christlicher Glaube bleibt übrig, um die Schattenseiten der Gesellschaft zu überdecken“. Insgesamt bleibt die Sammlung eher bei kreisenden Suchbewegungen, und nicht zufällig ist ihr letztes Wort „Frage“ (172). Sie macht nachdenklich, ohne die Frage nach dem Ende des Christentums allerdings noch einmal ausdrücklich aus der Sicht des Glaubens zu stellen. Beistand des Heiligen Geistes, Kirche in Anfechtung und Bewährung und Heiligkeit als ungeahnte Möglichkeit Gottes kommen kaum zur Sprache. Aber kann die Zukunft des Christentums überhaupt anders als in Glauben und Hoffnung ergriffen werden?

Andreas Wollbold